

LITERATURBERICHT

„Lasse Dir nun den Brief ein Zeichen meiner Freundschaft sein ...“ –

Die Briefe Joseph Wittigs (1879–1949) an Ferdinand Piontek (1878–1963) und die Entdeckung des eigenen Weges vor den Augen eines Freundes

Im Kontext einer Theologiegeschichte des beginnenden 20. Jahrhunderts rückt das Lebenswerk Joseph Wittigs, der am 22. August 1949 (also vor fünfzig Jahren) gestorben ist, wieder neu in den Blick¹. Der Breslauer Professor für Kirchengeschichte gilt als Vertreter einer Theologie, die versucht, die Rede von Gott in Einklang mit der neuzeitlichen Freiheitsgeschichte möglich zu machen. Mit dem Vorwurf des „Modernismus“ konfrontiert und als „Luther redivivus“ beargwöhnt, wurde Wittig 1926 aus der katholischen Kirche ausgeschlossen. Zwanzig Jahre später erfolgte seine Rekonziliation. – Die Briefe Wittigs an den Studienfreund Ferdinand Piontek, der Domkapitular in Breslau und Kapitularvikar in Görlitz wurde, sind bis auf wenige Ausnahmen nicht publiziert.²

Der Briefrahmen ist mit liebevoller Sorgfalt gemalt. Eine Dorfkirche inmitten der Berglandschaft, ein Wanderer im Schnee, eine Marktverkäuferin mit Äpfeln. „Lasse Dir nun den Brief ein Zeichen meiner Freundschaft sein“, bittet der 21jährige Theologiestudent seinen Gefährten zum Abschluß der Ferienskizze, die er am 4. April 1900 aus seinem Heimatdorf Schlegel in der Grafschaft Glatz verfaßt. Joseph Wittig schreibt an Ferdinand Piontek: der aus ärmlichen Verhältnissen Stammende an den Sohn des Speditionskaufmannes. Über zwanzig Jahre hinweg sind diese brieflichen Zeichen der Freundschaft Refugien der Vertrautheit und Orte des Ringens, Dokumente brüderlicher Zurechtweisung und sensibler Selbstkritik, Zeichen ernsthaften Nachdenkens und verspielter Ironie. Sie spiegeln mit der Genese der Theologie Wittigs ein Kapitel kirchlicher Zeitgeschichte und zugleich die Konturen einer kritischen geistlichen Freundschaft wieder.

¹ T. Ruster, *Die verlorene Nützlichkeit der Religion. Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik*. Paderborn 1994; O. Weiß, *Der Modernismus in Deutschland. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte*. Regensburg 1995; J. Köhler, *Historiker des Lebens. Die Aktualität des Theologen und Kirchenhistorikers Joseph Wittig*, in: ASKG 56 (1998) 9–26. Vgl. zum Leben Joseph Wittigs die chronologische Übersicht in: J. Wittig, *Die Christgeburt auf der Straße nach Landeck. Geschichten, Gedichte und Gedanken aus dem Nachlaß*. Hrsg. v. G. Pachnicke. Leimen 1981, 138–143. Ein ausführliches Publikationsverzeichnis findet sich in: E. Rosenstock / J. Wittig, *Das Alter der Kirche*. Bd. 3. Neu hrsg. v. F. Herrenbrück u. M. Gormann-Thelen. Münster 1998, 406–412.

² Die im Folgenden dargestellten Briefe Wittigs aus den Jahren 1900–1921 sind im Besitz des Erzbischöflichen Archivs in Wrocław (APD 2246–2258). Fünf Briefe aus den Jahren 1921 und 1946/47 sind veröffentlicht in: J. Wittig, *Kraft in der Schwachheit. Briefe an Freunde*. Hrsg. v. G. Pachnicke. Moers 1993.

Zärtliche Zuneigung und liebevolle Bosheit

„Mein lieber Freund!“ schreibt Wittig 1901 aus seinem Heimatort an den Freund. „Wüßte ich, daß Dir mein Brief eine solche Freude bereitete, wie mir der Deinige, dann wäre mir die Niederschrift eines jeden Wortes ein kostbares Vergnügen in meiner bis jetzt recht tristen Vakanz. Von acht Tagen, die zum allergrößten Teile in Einsamkeit verbracht sind, läßt sich nicht viel Interessantes berichten, wenn nicht ein Freundesherz da ist, welches auch an Kleinigkeiten Interesse findet; und in Dir glaube ich ein solches gefunden zu haben, wenn mich nicht alle meine Menschenkenntnis trügt.“³ Herausgewachsen aus der kindlichen Beheimatung sehnt sich der junge Student nach der Nähe und dem Verständnis des Freundes und gibt in dieser Sehnsucht freimütig Zeugnis davon, „wie eine Fahrt in die Ferien langweilig werden kann.“ Ungeduldig wird das Wiedersehen erwartet; ärgerlich weiß er die zu knappen Lebenszeichen des Freundes zu kommentieren. „Wenn Du von einer so weiten Reise nicht mehr zu berichten weißt als vier kleine knappen Seiten, so wirst Du mir nicht zürnen, wenn mein Brief etwas dürtig ausfällt.“ Der Zorn dauert nicht lange an; einmal ausgesprochen ist er schnell verbraucht und wandelt sich in die Versicherung Wittigs, daß ihn der Brief doch erfreut habe. „Meinte ich doch, Du würdest gar nicht mehr an mich denken. Der Schein war auf meiner Seite. Dafür hat er mich auch getragen.“⁴ Um die Kontinuität der Freundschaft besorgt und zugleich von dieser Freundschaft zu beschwingter Leichtigkeit animiert, beginnt Wittig seine Briefe wiederholt mit liebevoll gesetzten Spitzen: „Ein kleiner Triumph war für mich Dein Brief wegen seiner Schreibmaschinenschrift. Vor kaum 1 1/2 Jahren hast Du mich noch fast getadelt, daß ich mir eine Maschine zum Schreiben angeschafft hatte. Und jetzt sehe ich Dich selbst besiegt. Und dazu scheinst Du Dir schon eine recht tadellose Technik angeeignet zu haben. Ich muß Dich loben. Aber was wäre auf der Welt, was Ferdinand Piontek nicht fein mache, wenn er es einmal macht!“⁵ Getragen vom grundlegenden Einverständnis versteht es Wittig, den anderen ebenso wie sich selbst augenzwinkernd in Frage zu stellen. „Du bist noch immer der boshafte Geselle von ehemals“ schreibt er 1917, „ich wundere mich, daß ich mich noch sooft angetrieben fühle, Dir zu schreiben, da ich meistens nur an Leute schreibe, denen ich noch etwas vordozieren kann. Ich doziere nämlich wirklich gern, wenn ich jemanden erwische, der mir glaubt.“⁶

„Correctio fraterna“ und Aufmerksamkeit für den eigenen Weg

Mit der Freiheit der Selbstrelativierung und mit aufmerksamer Zugewandtheit werden die verschiedenen Lebensbereiche erzählt. Der Studienaufenthalt Wittigs in Rom (1904–1906), seine Kaplanszeit in Lauban und Breslau (1903–1904; 1907–1909), die universitäre Perspektivsuche als außerordentlicher Professor (1911–1915) und als Ordinarius (ab 1915), das Aufdecken der eigenen Unzulänglichkeiten und Entdecken der unverwechselbaren Befähigung spiegeln sich in der Gegenwart des Freundes, der nach einer Beurlaubung zum Studium (1905–1906) und Kaplanszeiten in Neu-Weißensee und Groß-Lichterfelde bei Berlin (1903–1905; 1906–1910) Pfarrer in

³ 15. März 1901.

⁵ 23. März 1912.

⁴ 10. September 1901.

⁶ 17. Januar 1917.

Köslin (Pommern) wird (1910–1921). Im Hin- und Hergerissenwerden zwischen Wissenschaft und Seelsorge wägt Wittig vor seinem Freund die Argumente ab, tendiert zur pastoralen Arbeit, findet dann doch den Weg zur Universität – nicht ohne dem Freund die anhaltende Furcht vor der Lehrtätigkeit zu gestehen. „Wie ein Schulbulb fürchte ich mich vor der ersten Vorlesung; und ich hatte doch schon am Ende des vorigen Semesters geglaubt, ich sei schon ein ganz respectabler Docent!“⁷ Forschungsergebnisse werden mitgeteilt, Arbeitsüberlastung und Fakultätsprobleme eingestanden, die Erfolglosigkeit und „lähmende Müdigkeit“⁸ nicht verschwiegen. Durch Ferienbesuche ist eine Vertrautheit zur Familie des Freundes entstanden, die sich ebenfalls in den Briefen widerspiegelt – und nicht ohne Komplikationen bleibt. Als Ferdinand Piontek 1905 die Zuneigung seiner Schwester zu seinem Freund entdeckt, erfolgt eine entschiedene brüderliche Zurechtweisung, auf die Wittig einerseits mit Billigung reagiert, dann aber doch hinzufügt: „Nur laß Dich ruhig auch bitten, nicht allzu hart zu sein. Wir können nicht wissen, was in einem solchen Herzen vorgeht. Die Bitte Deiner Schwester, so rührend sie für mich ist, kann ich natürlich schon um Deinetwillen nicht erfüllen.“⁹

Die Unterschiede der Reaktion – die Zurechtweisung Pionteks und die Verständnisbitte Wittigs – setzen sich in weiteren Briefen Wittigs fort. Piontek ermöglicht Wittig eine ehrliche Selbstthematisierung, in der dieser seine Mängel und Entdeckungen dem Dialogpartner mitzuteilen vermag, in der er aber auch um das Verständnis des Freundes kämpfen muß und diesen dadurch seinerseits mit kritischen Anfragen konfrontiert:

„Mein lieber Freund! Deine letzte Karte muß ich mir aufheben. Sie ist ein kostbares Dokument: Was Du im persönlichen Zusammensein gar nicht, in Briefen sehr selten zeigst, das offenbarst Du auf Karten, (...), nämlich so etwas wie Herzlichkeit. Schäme Dich nicht, denn es steht auch Dir gut. Und es ist so reichlich in Deiner Seele. Du hast nur die Eigenart, es an letzter Stelle zu zeigen. Du bist schon als Student so gewesen, aber trotz langer Gewöhnung ist es mir doch bei Deinem letzten Besuch etwas schwer auf die Seele gefallen. Du demütigst die Menschen, die Du lieb hast. Das darf nur Gott und der Erzieher. Du zwingst ihnen Deinen Willen und Deine Erkenntnis auf. Das tut nicht einmal Gott, sondern nur mancher Erzieher. Du hast von Gott herrliche Anlagen erhalten, vor allem Korrektheit, Zielsicherheit, ehernen Fleiß, und Du hast diese Veranlagung auch bei Deinen Freunden voraus. Du bist auch nicht zufrieden, wenn Dir Besserung versprochen wird, sondern drängst weiter – kurz gesagt, Du lobst mich zu wenig und tadelst mich zuviel. Und auf der letzten Karte hast Du mich einmal gelobt, und darum ist sie mir ein kostbares Dokument und hat mir wohlgetan.“¹⁰

Indem die Strenge des Freundes – als wenig lebensfördernd gerügt – angesprochen werden kann, legt sie sich – über lange Zeit – nicht als trennendes Hindernis zwischen die Freunde, sondern vermag Wittig sogar Kraft zu geben, die Fragen und Abgründe seines Lebens zur Sprache zu bringen. Diese Selbstkundgabe erscheint unter Theologen keineswegs selbstverständlich. Ist die Aufmerksamkeit, mit der Wittig wahrnimmt, wie die „drängenden Arbeiten“ einerseits sein „Gemütsleben frisch erhalten“, aber dann die Widerstandskraft der Seele beeinträchtigen, unzulässige Selbstbespiegelung? Ist die Sehnsucht, mit der er auf einen verständnisvollen Beichtvater hofft, der

⁷ 1. November 1910.

⁹ 19. März 1905.

⁸ 1. März 1909.

¹⁰ 2. November 1914.

ihn „nicht mehr so hart beurteilt“, eine Aufweichung der christlichen Morallehre? Es seien wohl die Leiden eines „Subjektivisten“, vermutet Wittig 1913, die der objektiven Lebenshaltung des Freundes fremd seien.¹¹ Doch trotz dieser Fremde sucht und findet Wittig die kritische Instanz des freundschaftlichen Gegenübers. Sich mit dem Freund vergleichend – „Ich sehe Deinen Reichtum aus meiner Armut heraus. Ich habe nämlich eben wieder einmal ein Vierteljahr dem lieben Herrgott gestohlen. Wie ein Vagabund habe ich gelebt.“¹² –, um das Gebet des Freundes wissend – „Ein Trost ist mir zu denken, daß Du noch mein abgedanktes Psalterium gebrauchst und von dem zerschundenen Büchlein manchmal zu einem Memento angeregt wirst.“¹³ – und mit dem Freund um Einverständnis kämpfend, sucht Wittig nach dem eigenen, unverwechselbaren Weg. In biblischer Anspielung vermag er seinen Brief vom 2. November 1914 verheißungsvoll zu beenden: „Nun segne mich, damit ich aufhören kann, mit Dir zu ringen.“ Das biblische Vorbild erhält am Ende dieses Ringens seinen (neuen) Namen, eine ihm entsprechende Bezeichnung und Beauftragung.

Pastorale Weitherzigkeit oder Reglement

Die „Subjektivität“ des eigenen Glaubensweges führt Wittig nicht zur Loslösung von gesellschaftlichen, kirchen- und weltpolitischen Fragestellungen. Die Situation in den katholischen Pfarrgemeinden, das Geschehen des ersten Weltkrieges und die Aufbrüche an der Universität werden von Wittig zur Sprache gebracht. Kritisch befragt Wittig die Situation der Pfarrgemeinden. „Ich kann das ruhige, solide, seßhafte Seelsorgesystem oft nur schwer mit meinen Vorstellungen von der wandernden Nachfolgeschaft Christi vereinbaren.“¹⁴ Mit Freude nimmt Wittig die von Rom kommende Initiative zur katholischen Wiederentdeckung der Bibel zur Kenntnis. „Was sagst Du dazu, daß unser Papst jetzt ‘evangelisch’ wird und das Evangelienbuch zu einem katholischen Familienbuch machen will?“¹⁵ Liebevoll-kritisch empfiehlt Wittig dem Pfarrer von Köslin den Gebrauch von neuen Medien: „Das Photographieren ist eine sehr schöne Kunst. Wenn ich Pfarrer wäre, so würde ich alles in Kirche und Gemeinde photographieren und zu den Akten legen. Ich kenne übrigens Pfarrer, die mit Photographien und Lichtbildern sehr viel Seelsorge treiben und Zeit vertreiben. Wenn sie ihr eigenes Porträt der Gemeinde auf der Leinwand zeigen, dann kannst Du Dir den Beifall denken.“¹⁶

Neben dem beschwingten Ton stehen kritische Anfragen. Sind die Priester für die soziale Arbeit oder die Seelsorge da? Wie ist mit der großen Verschiedenheit und Ungleichzeitigkeit zwischen den einzelnen Gemeinden umzugehen? Soll angesichts der prekären Fragen um die Ehe eher mit Weitherzigkeit oder mit Reglement reagiert werden? Wittig empfindet in den Nachkriegsjahren eine Spannung zwischen Aufbruchshoffnung und Resignation, zwischen Bewegung und Erstarrung. In Kontrastbildern wird die kirchengeschichtlich inspirierte Zukunftshoffnung und die soziologisch orientierte Gegenwartsanalyse eingeschrieben. Am 3. November 1920, einem der letzten Zeugnisse des Briefwechsels, schreibt er an Piontek:

¹¹ 8. März 1913.

¹⁴ 1. März 1909

¹² 2. Oktober 1915.

¹⁵ 27. Oktober 1914.

¹³ 8. März 1913.

¹⁶ 2. November 1914.

„Unsere Kirche leidet an der Größe der Gemeinden, die eine ernste Disziplin unmöglich macht. Die Größe der Gemeinden ist verschuldet durch den Priestermangel und durch die finanziellen Anforderungen, die ein Priester nach heutiger Form stellen muß. Der Priestermangel ist veranlaßt durch die vielen uniformen Forderungen, welche die Kirche an die Priester stellt. Diese Forderungen sind notwendig geworden durch die Entwicklung unseres Kultes und unserer Sakramentspendung. Und diese beiden sind so stark dogmatisiert, daß eine Änderung kaum mehr möglich ist. Was haben die Apostel für Männer geweiht! Die Ältesten! Was war das für eine Freiheit! Was war das für ein Vertrauen auf den Heiligen Geist! Die Kommunionbank war noch der Gemeindetisch, an dem die Gläubigen mit dem ehrwürdigsten Manne sitzen konnten, dem der Apostel die Hand aufgelegt. Die private Beichte war gar nicht notwendig, da die Gläubigen sich untereinander genau kannten und die Disziplin gut durchführen konnten, die öffentliche Beichte, diese selbstverständliche Wiedergutmachung des Unrechtes. Das heilige Mahl, das Brotbrechen, mit den Gebeten in der Sondersprache, alles allen verständlich, alles wie eine Familienangelegenheit. Und jetzt, alles so organisiert, alles so fremd, alles so juristisch, so gelehrt, so uniformiert und zentralisiert (...). Die paar eifrigen, erleuchteten Geistlichen ertrinken in der Flut der unerfüllbaren Aufgaben, die anderen arbeiten nach dem Schema. Alle fühlen, daß sie das historische Erbe nicht mehr ausfalten können, keiner wagt es zu sagen. Geschichte und Logik haben einen Turm aufgerichtet, von dem keine Erweiterung mehr möglich ist – und es können nicht mehr alle hinein.“¹⁷

Nationale Aufbruchsstimmung und Resignation

Bereits am Ende des ersten Jahrzehnts erwartet Wittig einen bevorstehenden Krieg. Mit Interesse lese er die Nachrichten von einem drohenden europäischen Kriege und sei „immer ein wenig enttäuscht, wenn wieder alles in die alte friedliche Ordnung zu kommen scheint.“¹⁸ Als es 1914 zum Krieg kommt, partizipiert Wittig an der nationalen Aufbruchsstimmung. Zwar versuche er pflichtbewußt, sein Kolleg unbirrt weiterzuführen. „Aber wir Preußen sind viel zu sehr Soldaten und Strategen, um zur Zeit eines so gewaltigen Krieges von Herzen Friedensarbeiten vollbringen zu können.“¹⁹ Die Persönlichkeit und der Vorsehungsglaube des Kaisers und die im Krieg geschehene Überwindung der Parteiungen begeistern Wittig. Nationalistische Kleingeistigkeit verspottet er mit ironischer Schärfe:

„Unsere Fakultät (...) war ‚daran‘ für das Rektorat. Aber unter der Begründung, daß man jetzt keinen ‚Mann des Friedens‘ brauchen könnte, wählte man den Geheimrat Küstener, Frauenarzt. So mußten wir in diesen kriegerischen Zeiten eine Rede über die Geschichte der Geburtshilfe anhören, entrüstet, daß die Engländer die von ihnen erfundene Geburtszange solange zu ihren Krämerzwecken der Menschheit vorbehalten hatten. Viel, daß die Betrachtungen über den Kaiserschnitt nicht einen willkommen Übergang zum Kaiserhoch abgaben.“²⁰

Die Euphorie weicht schon ein halbes Jahr später der Ernüchterung. „Ich kann manche Kriegsreden nicht mehr hören“, schreibt Wittig im März 1915; den Krieg als Mittel zur sittlichen Vervollkommnung zu preisen, sei unangemessen. Wenn er den Krieg auch „als Verteidigung des Vaterlandes heilig halte“, müsse er doch fragen, ob er nicht insoweit zur „Vanitas vanitatum“ zuzurechnen sei, „als er mit unseren höchsten Gütern und mit dem tiefsten Grund und letzten Ziele unserer Seele nur wenig zu tun“ habe.²¹ Die Nachrichten von Gefallenen, die Angst um den vermißten Schwager, von dem es

¹⁷ 3. November 1920.

²⁰ ebd.

¹⁸ 1. März 1909.

²¹ 15. März 1915.

¹⁹ 27. Oktober 1914.

schließlich aus der Kriegsgefangenschaft ein Lebenszeichen gibt, die Verbundenheit mit den zum Kriegsdienst eingezogenen Theologiestudenten und die Sorge um die Familie des Freundes, von dem zwei Brüder im Weltkrieg getötet werden, finden sich in den Briefen Wittigs. Der Umbruch bleibt nicht äußerlich, sondern ergreift Wittig innerlich. Er fühle sich zu einer „schrecklichen Urteilslosigkeit“ verurteilt, schreibt er im Dezember 1915; auch die Urteile anderer, auf deren Sicherheit er bewundernd geschaut habe, würden ihm zunehmend als Irrtümer deutlich.²² Mit der grundsätzlichen Bereitschaft, sich auf eine bevorstehende neue Staatsform einzustellen, verbindet sich die Trauer über die im Untergang erlebten Verluste. „Was wird aus der Welt! Bist Du schon Demokrat geworden? Wie schwer ist es, die alte Erziehung loszuwerden. Und schmerzlich.“²³

Die Suche nach einem eigenen wissenschaftlichen Profil

Als Abbruch und Neubeginn zeigt sich das Leben an der katholisch-theologischen Fakultät in Breslau. Nach langen fakultätsinternen Auseinandersetzungen wird Wittig 1915 zum Professor für christliches Altertum und christliche Kunst und erhält damit einen Teil des Lehrauftrags seines Lehrers Max Sdralek. Dank der Aufteilung der Kirchengeschichte werde jetzt die mittlere und neuere Kirchengeschichte „einem besonderen Ordinarius als Lehrauftrag anvertraut.“ Wittig ist mit dieser Aufteilung nur zähneknirschend einverstanden; auf das „Altenteil“ gesetzt, sei es ihm aufgetragen, die Gegenwart zu ignorieren. „Die Vorderbeine des Sdralekschen Lehrstuhles soll ich erben und werde offiziell aufgefordert, ein sehr erfreutes Gesicht dazu zu machen.“²⁴ Dennoch macht sich der neue Dozent daran, sich einen „kleinen kunstgeschichtlichen Lehrapparat“ zuzulegen. Um einige Modelle selber herstellen zu können, baut er eine Werkbank neben seinem Schreibtisch auf – „eine Kombination, die wohl nicht häufig sein dürfte.“²⁵ Handwerklich prägend wirkt er ebenfalls in der Neugestaltung des theologischen Seminars, dem nach der kriegsbedingten Schließung des Konviktes eine größere Bedeutung zukommt. Die Bibliothek wird neu möbliert, mit Buchauslagen und Wechselrahmen für Kunstdrucke versehen. Mit der Aufwertung des Seminars zu einer wirklichen „Pflanzstätte“ und der Schaffung einer diesem Charakter entsprechenden Atmosphäre geht Wittig einem Bestreben nach, das ihn seit Beginn seiner Privatdozententätigkeit erfüllt: die Theologie aus der Sphäre des Nur-Wissenschaftlichen zu befreien. Im Vergleich von Pfarrei und Universität hatte er bereits 1911 seinem Freund die Einschätzung mitgeteilt: „Ihr Seelsorger könnt ja ohne Gnade überhaupt nichts. Da steht es bei uns anders. Bei uns ist sogar jede Gnadenmitwirkung schon verdächtig, und wir möchten zwischen Dom und Universität unsere Ströme immer umschalten.“²⁶ Es könnte im Theologiestudium weder um eine vom Glauben unabhängige Wissenschaftlichkeit gehen, noch um den Versuch, „alle später im Amt brauchbaren positiven Kenntnisse den Studenten mitzuteilen. Da würde ja die Universität (mit 6/7 Semestern) zur ganz gemeinen Strafe.“ Sinn und Ziel des Universitätsunterrichtes müsse es viel-

²² 1. Dezember 1915.

²⁵ 27. März 1915.

²³ 20. Oktober 1918.

²⁶ 29. Mai 1911.

²⁴ 1. Januar 1915.

mehr sein, die jungen Männer zu befähigen, „mit geschärfstem Blick und geläutertem Urteil und freiem Herzen“ und unter Kenntnis der vorhandenen Hilfsmittel theologische Themen bearbeiten zu können.²⁷

Inmitten einer Generation von jüngeren Professoren, die in den vergangenen Jahren in die Fakultät hineingewachsen waren, sieht sich Wittig zu einer Verantwortlichkeit herausgefordert, die sich nicht mehr auf die Vorsorge und Autorität der Älteren berufen könne. Er könne sich in diese Situation „nur schwer hineinfinden“, gesteht Wittig im März 1920 und fügt doppelbödig hinzu: „Nur in der Kirche gibt es ja für uns noch Papst und Bischöfe. Da bleiben wir ewig jung und ohne Verantwortung für das große Ganze. So kann man sagen. Aber wie weit ist das richtig?“²⁸ Im Herbst desselben Jahres berichtet Wittig, man erwarte mit „großer Spannung“ die Neuordnung der Verhältnisse der Fakultäten zu Staat und Kirche. Es stehe zu erwarten, daß der Einfluß der Kirche auf die Fakultäten – besonders auf Berufung und Absetzung der theologischen Professoren – verstärkt werde. Damit sei eine „ungünstige Beeinflussung unserer Haltung zum übrigen Lehrkörper“ zu befürchten; man habe Joseph Sickenberger zum Dekan gewählt, weil er am mutigsten „für die alten Rechte und Freiheiten der Fakultät“²⁹ einzutreten verspreche. Die Aufbruchsstimmung der Kriegsjahre und der unmittelbaren Nachkriegszeit weicht bei Wittig der Mutlosigkeit über die restriktive Entwicklung. Resigniert klagt Wittig: „Ist es nicht seltsam genug, daß sich sogar Theologieprofessoren – kluge, gewissenhafte und echt priesterliche Männer – vor einer Verstärkung des direkten kirchlichen Einflusses auf die Angelegenheiten ihrer Fakultät fürchten?“³⁰

Die Gnade als maßgebliche Lebensatmosphäre

In dem Konglomerat pastoraler, nationaler, universitärer und persönlicher Fragestellungen ist Wittig genötigt, nach Wegen zu suchen, wie er dem Wandel des äußeren Rahmens und der eigenen Unsicherheit glaubend zu begegnen vermag. Das Vertrauen auf die Führung und Wirksamkeit Gottes wird für ihn zu der geistlichen Richtungsangabe und zur theologischen Herausforderung. 1911 schreibt er: „Oft empfinde ich eine höhere Gewalt, welche Maß und Erfolg und Zeit und Wohl meiner Arbeit bestimmt. In des das kann Einbildung sein, und noch dazu eine sehr gefährliche. Aber der Gedanke: ‘Gott führt’ ist mir doch ein großer Trost.“³¹ Der Versuch, das Wirken Gottes in der Welt zu glauben und die Welt als Auswirkung Gottes wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, wird für Wittig zu dem entscheidenden Lebensthema. Bewegt erzählt er von einem Aufsatz Herman Schells, der ihn wieder daran erinnert habe „daß unser Gott ein Gott der restlosen Tat ist, der seine Substanz unaufhaltsam in Aktivität umsetzt.“³² Berührt von der Relativitätstheorie Albert Einsteins nimmt er diese 1920 zum Auftakt eines Glückwunschbriefes an den Freund:

„An Deinem Geburtstage will ich ein wenig bei Dir sein. Seitdem Einstein seine Theorie von Zeit und Gleichzeitigkeit aufgestellt hat, fällt es mir, obwohl ich sie nicht verstehen kann, doch leicht

²⁷ 23. März 1912.

³⁰ 3. November 1920.

²⁸ 26. März 1920.

³¹ 4. November 1911.

²⁹ 24. August 1920.

³² 1. Dezember 1915.

zu denken, ich sei jetzt an Deinem Geburtstage bei Dir. Die Einsteinsche Theorie ist etwas für meine Seele. Schade, daß ich sie nicht verstehen kann. Aber man muß nicht alles verstehen, man kann ja auch glauben. Zeit, Raum, Materie nicht mehr beziehungslos – verschiedene Dinge, sondern im Grunde ein und dasselbe, vielleicht gar ein und dasselbe Nichts, jedenfalls ganz einander bedingend und voneinander abhängig bleibend, das kann mich geistig berauschen, wie es bei einer Geburtstagsfeier nicht unpassend ist. (...) Es ist doch alles anders als wir es sehen. Was mögen wir erst anders sein! Vielleicht etwas viel Höheres, das jetzt nur in Knechtsgestalt verborgen ist und die größte Sünde tut, daß er diese Knechtsgestalt für sein Wesen hält und sich demgemäß benimmt. Feiere also Deinen Geburtstag unter Berücksichtigung der Einsteinschen Theorie und suche über Zeit, Raum und Materie hinauszukommen.“³³

Zeit und Raum des eigenen Lebens so wahrzunehmen, daß es nicht in der Eindimensionalität aufgeht oder der „Knechtsgestalt“ verhaftet bleibt, sondern sich der Wirklichkeit der göttlichen Gegenwart inne wird, ist die Intention, die Wittig zu einer neuen, schriftstellerischen Form führt. In autobiographisch inspirierten Skizzen sucht er von der Wirklichkeit Gottes in diesem Leben zu erzählen – nicht im Tone triumphalistischen Gottesaufweises, sondern in dem Bemühen, das Wirken Gottes im eigenen Leben zu begreifen und damit zu einer Bejahung dieses Lebens gelangen zu können. Angesichts der Fragwürdigkeit des Daseins schreibt er sich in jene Wirklichkeit hinein, von der er hofft, daß sie ihn trägt. „Ich muß das glauben, was ich geschrieben habe, sonst fühle ich mich todunglücklich. Von allen Seiten, auch von Köslin her, stürmt es auf mich ein: Ich solle noch dies tun, ich solle noch das tun, warum ich dies nicht tue, warum ich das nicht tue. Und all dies wirkt auf mich nicht wie eine Gewissenserforschung, sondern wie Gewissensvorwürfe.“³⁴ Daher gelte es für ihn, sich im Glauben an das Wirken Gottes festzumachen und die „Gnade“ immer mehr als maßgebliche „Lebensatmosphäre“ zu entdecken.³⁵

Wittig ist dankbar, daß der in der Seelsorge tätige Freund dem Inhalt und der Form der Erzählungen zuzustimmen weiß. Die Freude an der Entfaltung der schriftstellerischen Begabung in der persönlichen Rede wird jedoch bald konfrontiert mit Unverständnis und Widerspruch. Die neue Form der Gottesrede führt ihn nicht in ruhige Fahrwasser, sondern in eine verschärfte Auseinandersetzung. Im Januar 1920 klagt er dem Freund sein Leid und gesteht seine Unsicherheit:

„Aus den düsteren Wolken ist ein Gewitter geworden, und ein unheimlicher Blitz hat in mein Besitztum eingeschlagen, und es ist mir vieles verbrannt. (...) Räst Du mir im Ernst, diese Art von Schriftstellerei weiter zu betreiben? (...) Um aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß ich gern und wirklich mit innerer Freude immerfort solche Dinge schreiben möchte. Ich widerstehe immerfort diesem Drange und beginne wissenschaftliche Arbeiten. Aber da habe ich keinen rechten Segen. (...) Segen scheine ich zu haben in meiner herkömmlichen Lehrtätigkeit, aber auch nur soweit als ich die in jenen Artikeln bemerkbare persönliche Art durchkommen lasse. Das tue ich, nachdem ich die steife Manier früherer Jahre fallen ließ, viel zu sehr, wie meine Kollegen wohl mit Recht sagen. Aber nur in diesem Falle fessele ich die Hörer vollzählig an meinen Lehrstuhl und sie sagen, daß sie von mir ‚am meisten haben‘. Aber sie tragen auch alles herum und verdrehen sehr vieles und bringen mich in den Ruf der Ketzerei. Manche Studenten sind zu dumm! Als Theologe wird man doch stark gedrängt, alle Eigenart zu begraben und ganz ‚normativ‘ zu werden. Das bekomme ich manchmal recht satt.“³⁶

³³ 3. November 1920.

³⁵ 4. November 1917.

³⁴ 17. Januar 1917.

³⁶ 30. Januar 1920.

Zwei Jahre vor Beginn der Auseinandersetzung um den 1922 veröffentlichten Osteraufsatz „Die Erlösten“ und lange vor der Indizierung und Exkommunikation Wittigs 1925/26 ist Wittig die Brisanz der kirchenpolitischen Situation und seiner eigenen Stellung darin bewußt. Am 3. November 1920 gesteht er – in jenem Geburtstagsbrief, in dem er die gläubige Rezeption Albert Einsteins wagt und scharfe Kritik an der Engherzigkeit und Erstarrung der Kirche äußert – die Bedenken seiner Mitprofessoren ein. Ein Kollege habe ihm angedeutet, daß man in Wittigs „religiösen „Essais“ eine Lächerlichmachung unseres Glaubens erblicken könnte.“ Wie eine Rechtfertigung fügt Wittig in den Bericht über die Publikationen die Zielvorgabe ein: „Ich kann keine Wissenschaft und keine Schriftstellerei mehr leiden, wenn man dabei nicht irgend etwas von Gott erfährt.“ Das Nicht-anders-Können wird ihn in den nächsten Jahren weiter in die Auseinandersetzung führen. Das ahnt Wittig schon 1920. Als er das briefliche Gespräch über die kirchliche Situation mit Piontek beendet – „Es ist schon spät am Abend, und klügere Männer als ich haben schon diese Angelegenheiten bedacht und besprochen – und nichts erreicht.“ – ergänzt er: „Ich weiß bloß, daß ich es für das größte Unglück ansehen würde, nicht im Frieden mit der Kirche sterben zu können.“ Mit dieser Ahnung wird bereit zu Beginn der 20er Jahre das Kommende hellsichtig erkannt.³⁷

In dieser Situation wird Ferdinand Piontek 1921 in das Breslauer Domkapitel berufen. Der freundschaftliche Briefwechsel schließt damit. Aus den weiteren Aufzeichnungen Wittigs lassen sich keine Anzeichen dafür erkennen, daß die räumliche Nähe mit einer vertieften inneren Anknüpfung einhergegangen wäre. Die Spannkraft der Freundschaft, in der Wittig zwanzig Jahre lang das eigene Leben zur Sprache bringen konnte, hält in den Auseinandersetzungen der 20er Jahre nicht an. Wie ein Abschied klingt der letzte Brief Wittigs an den Pfarrer in Köslin, als er Unterstützung für seine Sicht der Dinge wirbt: „Nun sag doch schon Ja, Du denkst doch ebenso wie ich!“ In diesem letzten Brief an Piontek eröffnet Wittig dem Freund eine neue, folgenreiche Publikationsmöglichkeit. Die renommierte Zeitschrift „Hochland“ habe um Mitarbeit gebeten und er überlege, ob er zustimmen solle. „Du beurteilst das Hochland zu streng. Paulus redete in Athen und mit den Worten und Begriffen der Athener.“³⁸ In Vielsprachigkeit tritt Wittig in den kommenden Jahren in den Austausch mit dem Herausgeber des Hochlandes, Carl Muth, mit dem evangelischen Soziologen Eugen Rosenstock, dem jüdischen Glaubensgelehrten Martin Buber, dem aus der Grafschaft Glatz gebürtigen Maler Hans Franke und vielen anderen. Die Korrespondenz wird in den kommenden Jahren einen großen Teil der Schreibtätigkeit Wittigs ausmachen. Den Auftakt dazu bildet jedoch der 20jährige Briefwechsel mit Ferdinand Piontek.

Bleibende Fremdheit

1946 flammt die Begegnung zwischen Wittig und Piontek noch einmal für kurze Zeit auf. Hinter Wittig liegen Indizierung und Exkommunikation, seine Rückkehr in das

³⁷ Damit ist eine Korrektur der vielen theologischen Arbeiten über Joseph Wittig notwendig, die – nach einer Phase der Anerkennung und Wertschätzung – „Die Erlösten“ als den Anfang des Dissenses ausmachen.

³⁸ 25. Januar 1921, in: J. Wittig, *Kraft in der Schwachheit* (Anm. 2), 20.

Glatzer Bergland und der Hausbau auf dem elterlichem Grundstück, Hochzeit und Familiengründung, publizistische Arbeit und Vortragstätigkeit, Krankheit und Schwermut, die 1946 erfolgte Wiederaufnahme in die katholische Kirche und die Vertreibung aus der schlesischen Heimat, als er am 28. August 1946 an Piontek einen Antwortbrief schreibt. „Dieses Kärtlein soll sein wie der Rabe oder die Taube Noe’s, soll versuchen Dich zu erreichen, damit Dich auch ein Brief erreicht, soll Dir einen ersten Dank bringen für die guten Grüße, mit denen Du die Freisprechung Roms an mein zuständiges Pfarramt schicktest.“ Im nächsten Atemzug fügt er ein Anliegen an Piontek hinzu, der nach dem Tode Kardinal Bertrams Kapitularvikar von Breslau geworden war und 1946 den verbliebenen Görlitzer Anteil des ehemaligen Bistums Breslau verwaltet: „Würdest Du, falls Hildesheim versagt, das Imprimatur für den Neudruck meines ‘Leben Jesu’ geben können?“³⁹ Piontek antwortet zurückhaltend. Die Briefe der Beiden bewegen sich fortan vornehmlich auf der Basis des gemeinsam Erfahrenen, das schmerzlich das Signum des Vergangenen und Nicht-mehr-Einholbaren trägt. Nach seinen Erinnerungen an die gemeinsame Jugendzeit richtet Wittig im Juli 1947 den Blick auf die gegenwärtige Zeit des Zerbrechens: „Welcher Tragik steht über unser beider Leben! Dein großes Bistum zerstört; die Reste unter Deiner Leitung! Mein schriftstellerisches Wirken vernichtet, die Kraft zur Wiederaufnahme gelähmt. Ich bin immer noch nicht weiter als im vorigen Sommer – oder weiter ab, da ich überrascht wahrnahm, daß ich trotz Reconciliation noch in starkem Mißkredit beim heimischen Kurialklerus stehe. Alles fürchtet sich vor mir oder um mich. Dies auch Du.“⁴⁰

Mit diesem Brief schließt die Korrespondenz zwischen Joseph Wittig und Ferdinand Piontek. Die „Taube des Noe“ verheißt kein Ende der Fremdheit. Die alte Freundschaft erneuert sich nicht. Das Fragmentarische gehört mit zu den Elementen christlicher Freundschaft, deren Spuren in den Briefen Wittigs an Piontek ablesbar sind: die zärtliche Symphatic des Kennenlernens; die Aufrichtigkeit, mit der im Angesicht des Anderen das eigene Leben zur Sprache gebracht werden darf; die Ehrlichkeit, mit der am Anderen Kritik geäußert werden kann und in der Auseinandersetzung um Verständnis geworben wird; eine – aus der Verbundenheit mögliche – wache Sensibilität für kirchliche und gesellschaftliche Fragestellungen und schließlich das Entdecken einer Glaubenssprache, mit der Gottes Wirksamkeit in der unverwechselbaren, eigenen Lebensgeschichte ins Wort gebracht wird. Die Herausforderung ins Unbekannte, die wachsende Fremdheit zwischen den Freunden und die leidvoll erfahrenen Grenzen sind Teil dieser Glaubensgeschichte. „Sustine Dominum!“ schreibt Joseph Wittig als Abschieds- und Segenswunsch unter den letzten Brief an Ferdinand Piontek.

Siegfried Kleymann, Münster

³⁹ 28. August 1946, in: a.a.O., 409.

⁴⁰ 5. Juli 1947, in: a.a.O., 443.